

Depressionen und studentische Klassenbewusstsein. Gedanken zum Stand des Subjekts an der Hochschule

Die Grundlage dieses Schreibens bildet die Überzeugung, dass Theorien nicht durch die Akkumulation von objektiven Wissenssätzen sondern auch durch eine (Selbst-)Veränderung des Subjekts gewonnen werden. Damit steht dieser Text auf einer methodischen Ebene in einem grundsätzlichen Spannungsverhältnis zur herrschenden Wissensproduktion, wie sie in den hiesigen Philosophie- und Sozialwissenschafts-Fakultäten geschieht und gelehrt wird. Der Erkenntnisprozess, so meine Überzeugung, ist (dialektisch) gebunden an den sozial-historischen Standpunkt des (Erkenntnis-)Subjekts und dessen praktisches Klasseninteresse, und kein freischwebender Zeitvertreib eines transzendentalen Subjekts. Ich möchte – ausgehend von eigenen Depressionserfahrungen als (prospektiv) lohnabhängige Person – auf einer theoretischen Ebene nach dem Zusammenhang von neoliberalen Spätkapitalismus und Depressionen fragen, um auf einer praktisch-politischen Ebene einige Überlegungen zu einer „Ethik“ von linken Student*innen *in and against the state* der Wissensproduktionsbedingungen zu diskutieren. Ich werde dafür zunächst die Methode/Fragestellung in Abgrenzung zur analytischen Philosophie (bei)spielhaft explizieren (I). Mein These lautet – vor dem Hintergrund der sozialwissenschaftlichen Forschung von Boltanski/Chiapello und Ehrenberg – dann in ihrer einfachsten Form, dass die neoliberale Selbstoptimierung die* depressive* Person/Student*in¹ mit hervorbringt, und diese Subjektivierung vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlichen Produktionsbedingungen geschieht(II). Mein „politischer“ Vorschlag (III) wäre sehr bescheiden und banal: „Solidarität statt Selbstoptimierung!“, und wird versuchen eher fragend einen Diskussionsraum zu öffnen als ein Programm vorzuschlagen.

I

Die Preisfrage der Gesellschaft für Analytischen Philosophie lautete 2015: „Welche und wie viele Flüchtlinge sollen wir aufnehmen?“², die Frage der kritischen Theorien seit Marx lautet: „Wie können wir die Gesellschaften grundsätzlich analysieren und deren Phänomene wie z.B. „Krieg, Flucht, Migration“ als Ausdrucksformen des Kapitalismus deuten *und* überwinden“. Die erste Fragestellung, glaubt eine moralische Antwort im Sinne einer bürgerlichen Gerechtigkeitstheorie finden zu können, die zweite das Leid durch systemische Ausbeutungsverhältnisse in

1 Ich benutze im Folgenden grammatisch die weibliche Form mit Stern stellvertretend für alle (nichtbinären) Geschlechter.

2 <http://www.gap-im-netz.de/de/preise/gap-preisfrage.html>

intersubjektiven Praxen aufheben zu können – und mit der Analyse des patriarchal-rassistischen Kapitalismus dazu beitragen zu können. Diese (keineswegs neue) Unterscheidung von „traditionellen und kritischen Theorien“ steht methodisch und praktisch am Anfang unserer Überlegungen. Wenn wir im Folgenden nach Depressionen und depressiven Student*innen fragen, dann nicht, um zu fragen, ob und wie viel ihnen geholfen werden soll, sondern um die Entstehungsbedingungen von depressiven Erkrankungen in einer gesteigerten Konkurrenzsituation der neoliberal-kapitalistischen Gesellschaft zu verstehen und eine Perspektive der Überwindung dieser aufzuzeigen. Beziehungsweise in diesem Fall bescheidener: danach zu fragen, welche Praktiken eine Auseinandersetzung gegen deren Bedingungen erlauben und begünstigen.

II

Bologna-Reformen, Exzellenzinitiativen, Massenuniversitäten, verstärkter Leistungsdruck, verkürzte Regel-Studienzeiten, steigenden Mietpreise bei gleichem BAföG-Satz – die Studienbedingungen verschärfen sich. Mit einem Schlagwort erhält die kapitalistische Intensivierung (<Effizienzsteigerung>) vermehrt Einzug an die Universitäten als Orte der gesellschaftlichen Wissens-Produktion und der Subjektivierung/Unterwerfung von künftigen Lohnabhängigen. Die Universität wird zu einer paradigmatischen Institution der von Deleuze so genannten „Kontrollgesellschaften“.

„Die Kontrollgesellschaften sind dabei die Disziplinargesellschaften abzulösen. ‚Kontrolle‘ ist der Name, den Burroughs vorschlägt, um das neue Monster zu bezeichnen, in dem Foucault unsere nahe Zukunft erkennt. Auch Paul Virilio analysiert permanent die ultra-schnellen Kontrollformen mit freiheitlichem Aussehen, die die alten – noch innerhalb der Dauer eines geschlossenen Systems operierenden – Disziplinierungen ersetzen.“³

Deleuze benutzt hier (um das Name-Dropping von kritischen Theoretiker*innen vorzumachen) 3 Namen in zwei Sätzen und wirft das Verstehen des Zentralbegriffs der „Kontrollgesellschaft“ im Gegensatz zu den „Disziplinargesellschaften“ auf das ideengeschichtliche Hintergrundwissen zurück. Das muss uns allerdings nicht weiter interessieren, und wir können stattdessen direkt seine Beschreibung des Wechsel in den Produktionsbedingungen, wie sie die Kontrollgesellschaften auszeichnen, betrachten:

„In der aktuellen Situation ist der Kapitalismus [in den Zentren] jedoch nicht mehr an der Produktion orientiert, die er oft in die Peripherie der Dritten Welt auslagert [...] Dieser

3 Deleuze, *Postskriptum über die Kontrollgesellschaften*, S. 14. In: Christoph Menke/ Juliane Rebentisch (Hrsg), *Kreation und Depression. Freiheiten im gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt 2012.

Kapitalismus ist nicht mehr für die Produktion da, sondern für das Produkt, das heißt Verkauf oder Markt. Daher ist sein wesentliches Merkmal die Streuung, und die Fabrik hat dem Unternehmen Platz gemacht. Familie, Schule, Armee, Fabrik sind keine unterschiedlichen analogen Milieus mehr, die auf einen Eigentümer konvergieren, Staat oder private Macht, sondern sind chiffrierte, deformierbare und transformierbare Figuren ein und desselben Unternehmens, das nur noch Geschäftsführer kennt.“⁴

Mit der Umstellung des Kapitalinteresses, eher weg von der Orientierung auf <die Produktion> und hin zu einer Orientierung auf <Zirkulation>, werden die alten Zentralinstitutionen der Gesellschaft Familie, Schule, Armee, Fabrik (die alle Institutionen des „Einschlusses“ oder der „Disziplinierung“ waren) ein Stückweit hinfällig. Ich kann die Entwicklung der Hochschulen (an dieser Stelle) nicht empirisch-soziologisch besprechen, sondern nur innerhalb Deleuze's Begriffsrahmen eine spekulative These darüber aufstellen, dass sie sich [in den kapitalistischen Zentren] an der „Schwelle“ zu den „Kontrollinstitutionen“ befinden. Damit meine ich, dass die Hochschulen als Produktionsort von Wissen eine Strategie der Mehrwertproduktion antizipieren, bei der die Subjekte dieser Produktion eher „kontrolliert“ als „diszipliniert“ werden. Wenn heute z.B. in Deutschland die Hälfte der Menschen eines Jahrgangs ein Studium beginnt, entsteht ein stärkerer „zwanglose Zwang“ zur Distinktion und „Exzellenz“, perspektivisch eine „akademische Reservearmee“, die den Konkurrenzdruck unter Student*innen um sozialen und ökonomische Positionierungen erheblich steigern wird. Die umfassende Modularisierung und Quantifizierung von Studienleistungen trägt dabei zur besseren Vergleichbarkeit der Leistungen in den Massenuniversitäten bei. Unter diesen Voraussetzungen bei einer gleichzeitigen Verkürzung und *Fragmentierung* der kollektiven Studienerfahrungen schlägt sich die neoliberale Individualisierung an den Hochschulen durch. Die Hochschule, als Unternehmen geleitet, hat sozusagen ein objektives Interesse (d.h. es liegt nicht an einer individuell moralisch „böse“ agierenden Leitung, sondern an systemischen Anforderungen) keine kritisch denkenden Student*innen sondern marktförmige Individuen hervorbringen, die in ihrer Selbstoptimierung für die Wissensproduktion oder den Arbeitsmarkts verwertbar werden.

Diese (kaum neue) These möchte ich kurz in ihrem gesellschaftlich-geschichtlichen Kontext plausibilisieren, um die <erschöpften Studentin> als Subform des <erschöpften Selbst> deuten zu können. Das heißt, wir wollen systematischer danach fragen, wie neben den Produktionsbedingungen gesamtgesellschaftlich auch Ideologien und Identitäten verändern. Im Folgenden werde ich dafür kurz auf die Theoriebildung von Boltanski/Chiapello und Ehrenberg eingehen, wie ich sie in (gleicher Formulierung) schon in meinem eher persönlichen und allgemein

politischen „Depressionstext“⁵ besprochen habe.

Die ideologische Formation, die den Wandel in der Produktionsweise begleitet, arbeiten Boltanski und Chiapello in ihrer Studie zum „neuen Geist des Kapitalismus“ heraus. Ihre zentrale Fragestellung lautet, wie eine Lebensform beschaffen sein muss, um den Anforderungen der gegenwärtigen Akkumulationsregime gerecht zu werden. Eva Chiappello arbeitet in dem Text „Evolution und Kooption“ noch heraus, dass es dem „kapitalistischen Geist“ möglich war bestimmte Aspekte der Kapitalismuskritik, insbesondere solche der „Künstler*innenkritik“ aufzunehmen, umzuwandeln und zu neutralisieren:

„In gleicher Weise lässt sich nun die Entwicklung des flexiblen Neo-Kapitalismus als das Ergebnis der aufgrund wirtschaftlicher Interessen stattfindenden Kooption von Elementen der 'Künstler*innenkritik' betrachten (Individualisierung der Bewertung von Leistungen und von Karrieren, Reduzierung direkter hierarchischer Kontrolle usw.). Diese Kooption galt den Arbeitgebern als realistische Strategie zur Bewältigung der Verwaltungskrise in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts.“⁶

Entscheidende ideologische Fragmente konnte sozusagen aus dem kritischen Block der 68er-Konstellation „herausgebrochen“ und von der Kapitalseite „re-absorbiert“ werden:

„Die Inkorporation von Themen der 'Künstler*innenkritik' in den kapitalistischen Diskurs ist inzwischen nur zu offensichtlich. Die Managementliteratur wird nicht müde zu erklären, dass Lohnarbeiter*innen mit den Veränderungen der Arbeitswelt zwar ihre Arbeitsplatzsicherheit verloren haben mögen, dafür aber heute kreativere, abwechslungsreichere und autonomere Tätigkeiten ausführen, die eine größere Nähe zur Lebensform der Künstler*innen aufweisen.“⁷

Ich möchte hier nicht auf die von Boltanski und Chiapello diagnostizierte Dialektik von Kapitalismus und Kritik und deren Probleme eingehen, sondern viel eher die sozialpsychologischen Auswirkungen auf das Individuum näher betrachten.

Die Ausbreitung des „Autonomieparadigmas“ in kapitalistischer Ausbuchstabierung ist – so meine These – gerade die Bedingung für das Auftauchen der Depression als gesellschaftlich zentrale Krankheit, mithin das „Abfallprodukt“ der *individualisierten Leistungsgesellschaft*. Der französische Soziologe Alain Ehrenberg diagnostiziert in dieser Hinsicht den von Deleuze beschriebenen Übergang zu „Kontrollgesellschaften“ mit den ideologischen Inhalten des „neuen Geist des Kapitalismus“ auch als Auftauchen eines neuen Typs von Individuen:

„Die Geschichte der Depression verläuft parallel zum Niedergang jenes Typus disziplinierter Individuen, der das Erbe des späten 19. Jahrhunderts gewesen ist und der sich bis in die 1950er und 1960er Jahre erhalten hat. [...] Schrittweise wurde eine auf Disziplin, mechanischen Gehorsam, Konformität und Verboten gründende Gesellschaft durch eine Gesellschaft verdrängt, die auf Autonomie, das heißt persönliche Leistung, Wahlfreiheit, Eigenverantwortung und die Initiative des Einzelnen setzt.“⁸

5 <https://www.klassegegenklasse.org/good-for-something/>

6 Chiapello, *Evolution und Kooption*, S. 49. In: Christoph Menke/ Juliane Rebentisch (Hrsg), *Kreation und Depression. Freiheiten im gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt 2012.

7 Ebd., S. 50.

8 Ehrenberg, *Depression: Unbehagen in der Kultur oder neue Formen der Sozialität*, S. 53. In: Christoph Menke/ Juliane Rebentisch (Hrsg), *Kreation und Depression. Freiheiten im gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt 2012.

Die Absorption und Neuausrichtung des Autonomiegedankens hin zu einer *Verantwortlichmachung* des Individuums und Verpflichtung zur Leistung bringt eine ganz neue Anforderung an die Einzelnen hervor. Die Kehrseite dieser Anforderungen sind Überforderungen und Instabilität. Deswegen löst die Depression (analog zum Wandel von den „Disziplinar- zu den Kontrollgesellschaften“) die Neurose laut Ehrenberg als zentrale Krankheit der Zeit ab:

„Wenn [...] die Neurose eine Krankheit der Schuld ist, dann scheint die Depression eine *Krankheit der Verantwortlichkeit* zu sein, hier herrscht gegenüber dem Schuldgefühl ein Gefühl des Ungenügen vor. Die Depression, als deren Hauptmerkmal man einen Verlust an Selbstachtung ausmachen kann, ist eine *Pathologie der Größe*: die deprimierte Person ist der Aufgabe der Selbstwerdung nicht gewachsen; sie zermürbt sie vielmehr.“⁹

Die Ausweitung der ideologischen Formation der Individualverantwortlichkeit auf alle Bereiche des Lebens konstituiert den *hyper-individualverantwortliche* Menschen und die depressive Krankheit. Zusammengefasst korrelieren das Auftauchen des „neuen Geist des Kapitalismus“ und das des hyper-verantwortlichen Individuum mit der Depression als spezifisch kapitalistische Krankheit. Der Wandel von Ideologie und Menschen tritt allerdings nicht ex-nihilo als Veränderung des Bewusstseins auf, in einer Gesellschaft, die nun „freier“ andere Ideale und Ziele formuliert – wie das z.B. Ehrenberg manchmal zu suggerieren scheint –, sondern auch als Produkt anderer (Re-)Produktionsbedingungen in den kapitalistischen Zentren.

Die neoliberale Subjektivierung und der zwanglose Zwang zur Selbstoptimierung an der Massenuniversität bereiten die Student*innen nicht auf das Arbeiten in Fabriken aber auf die Produktionsweisen in Unternehmen und Start-Ups des „creative capitalism“ vor. Dabei verkaufen sie nicht mehr ihre eher „mechanische Arbeitskraft“ sondern auch wesentlich ihre kreativ-intellektuellen Fähigkeiten. Die Produktionsbedingungen werden im „creative capitalism“ damit weiter in das Subjekt „hinein verlegt“, und erschöpften dieses in neuen Weisen. Aus diesen Überlegungen heraus möchte ich einen Perspektivwechsel vorschlagen: Dass Student*innen sich besser als prospektive Lohnabhängige und Arbeiter*innen verstehen können, deren Subjektivierung (Unterwerfung) an den Universitäten eine Vorbereitung auf neue Formen der (Selbst-)Ausbeutung von intellektuell-kreativen Produktivkräften antizipiert. Dieser Perspektivwechsel wird von einem klaren praktischen Interesse geleitet, das ich im dritten Teil ansatzweise explizieren will.

III

Auf einer Makroebene scheint sich die potentielle Konfliktsituation *spekulativ* sehr übersichtlich skizzieren¹⁰ zu lassen: Es gibt neue Formen der gesellschaftlichen Mehrwertproduktion, welche die Universität als eine zentrale Ausbildungsstätte „benötigen“ und in ihren Interessen verändern. Die potentiellen Produktivkräfte (Student*innen, Post-Docs und der auch akademische Mittelbau)

9 Ebd., S. 54.

10 Die historisch-materialistische Analyse von empirischen Daten der Hochschulveränderung ist natürlich ein notwendige Bedingung, um dieser spekulativen These im Konkreten zur ihrer praktischen Entfaltung zu verhelfen.

leiden unter den sich prekarisierenden Bedingungen der individualisierten Massenuniversität. Die Produktivkräfte geraten in einen Konflikt mit den Produktionsbedingungen, wobei dieser Konflikt beim gegenwärtigen Bewusstseins- und Organisationsstand eher zu individueller Frustration, Erschöpfung und Depression führt als zu kollektiven „Klassenkämpfen“. Das Problem, was ich ansatzweise aufstellen will, lautet aus dieser Perspektive, wie sich (auch kritische) Student*innen besser als subjektiviert/unterworfenen verstehen können und organisieren können? Dieser Frage ist keine abstrakt-theoretische sondern wird gegenwärtig gestellt und diskutiert.¹¹ Sie soll (und kann) in diesem Text nicht beantwortet werden. Vielehre soll es bescheidener darum gehen, Fragen zu einer „Ethik“ aufzuwerfen, die einerseits eine kritischen Haltung gegenüber der herrschenden Wissens-Produktion einnimmt und andererseits Solidarität zwischen Student*innen stiften kann.

Auch diese Diskussion findet bereits statt: zuletzt erschien ein Text zur Kritik der Individualplanung von Unikarrieren bei Linken Studis* im „Lower Class Magazin“.¹² Der zentrale Gedankengang besteht darin, die Student*innen der kritischen Theorien von ihrer Fixierung auf eine Intellektuellenlaufbahn im imaginierten Dienste der kritischen Theorie zu lösen und kollektive Verständigungsprozesse nach alternativen Möglichkeiten für Theoriebildung und Lohnarbeitsverhältnisse anzustoßen. Dabei geht eine Argumentsrichtung davon aus, dass kritische Student*innen für eine erfolgreiche Unikarriere sich in zentralen Weisen der kapitalistischen Wissens-Produktion unterwerfen müssen, und damit auch ihr politisch Standpunkt kompromittiert würde. Ich möchte dieses Argument nicht im einzelnen diskutieren sondern im Anschluss an die methodische Grundsatzentscheidung des ersten Teils auf einer allgemeineren Ebene davon sprechen, dass gute Theoriebildung nur als Klassenseinandersetzung zu haben ist. Das entscheidende scheint mir dabei nicht „der“ Klassenkampf im „Großen“ (der Streik und die Besetzung der Uni, die kollektive Selbstverwaltung aller Forschung und Lehre, die Zerschlagung der Leistungsnormen, und ein radikal egalitäres Einkommen aller Beschäftigter an der Universität bis die Lohnarbeit in der kommunistischen Gesellschaft aufgehoben wird) sondern die kollektiven Verständigungsprozesse, die einen Kampf in und gegen die Institution ermöglichen und fördern. Wie bereits gesagt möchte ich an dieser Stelle die Organisationsfrage (mangels eigenes Bewusstseinsstands) zurückstellen und eher nach den solidaritätsstiftenden Momenten im universitären Alltag fragen.

Ich möchte fragen, wie wir als kritische Student*innen damit aufhören können pseudo-schlaue Texte zu schreiben, die nichts sagen, oder die „Welt erklären“ wollen ohne konkrete Kampferfahrungen (worunter ich dieses Schreiben im Theorieteil auch kritisieren würde). Ich

11 Z.B. beim „Unterbau“: <https://unterbau.org/>

12 <http://lowerclassmag.com/2017/03/wir-brauchen-eine-diskussion-ueber-die-karriereplanung-der-linken-studis/>

möchte fragen, wie wir in Seminaren mit Name-Dropping und Selbstprofilierung aufhören können, spezifisch wie Sexismus, Klassismus und Rassismus kollektiv bekämpft werden kann. Ich möchte fragen, wie wir bessere Fragen stellen und weniger monologisierende Welterklärungen halten können, wie wir die* Andere* nicht als Konkurrent*innen ansehen und ihnen besser zuhören können, und wie wir zugeben können Texte und Begriffe nicht zu verstehen. Wie der gemeinsame Erkenntnisprozess als Seminarkollektiv eher im Vordergrund stehen kann als das Schreiben einer individuell erfolgreichen Seminararbeit. Ich denke, dass in vielen Fällen beispielsweise die eine ehrliche Verständnisfrage viel mehr zum Begreifen eines Textes beitragen kann, als die ganzen Monologe und Bezugnahmen auf andere Autor*innen, die ein umfassendes Wissen der Sprecher*innen (vor allem Sprecher) suggerieren. Ich spreche nicht davon, keine anspruchsvollen Texte mehr zu lesen oder keine schwierigen Begriffe zu diskutieren. Ich gehe viel eher davon aus, dass das ganze Schein-Wissen den Erkenntnis-Prozess und die langfristige Auseinandersetzung mit der Sache und Selbstveränderung des Erkenntnissubjekts verstellen. Die Ideologie der Leistung, die uns beschämt etwas noch nicht zu wissen oder zu können, mit Rücksichtnahme und Verstehenwollen „aufzusprengen“, die Waffen der Kritik auch gegen die kritischen Theorieproduktionen zu richten und uns nicht mit ihrer Naturalisierung abzufinden – das ist eine ungeheure ethische Frage.

Ich behaupte, dass es dabei nicht um eine „Arbeit an sich selbst“ im individuellen Sinn geht (Integrität und kritische Haltung solipsistisch herzustellen), sondern uns die Möglichkeit über Theorie zu sprechen beispielsweise immer schon von Anderen* gegeben wird. Ich denke, dass ich diesen Text und diese Gedanken nie aufschreiben könnte, wenn mir andere, mein Mitbewohner und meine guten Genoss*innen, nicht zuhören und mich beständig kritisieren würden, wenn ich nicht ein praktisches Interesse daran hätte die kapitalistische Verhältnisse an den Universitäten und der Gesellschaft zu verändern. Ich will damit nicht auf eine naive Anerkennungstheorie zurückfallen (in der Subjekte sich einfach anders verhalten könnten, ohne die materiellen Verhältnisse umzuwerfen) sondern behaupte viel eher, dass Klassenbewusstsein in konkreten Kampferfahrungen mit anderen gewonnen wird. Allerdings ist beim Stand der jetzigen Auseinandersetzungen an den Hochschulen, meiner Einschätzung nach, die Fragen einer nach einer kritischen Haltung, einer „Ethik“, die sich in „Politik“ aufheben will, eine sinnvolle. Die Frage danach anderen dabei zu helfen ihren Studienalltag nicht als individuelles Schicksal erleiden zu müssen, sondern gemeinsam den Alltag an den Universitäten solidarischer zu gestalten, gemeinsam (bürgerliche) Dozent*innen kritisieren, gemeinsam Projektutor*innen mit kritischer Theorie und Praxis zu besetzen (ohne dabei auszublenden, damit eine systemerhaltend Funktion als unterbezahlte Lehrkraft einzunehmen), gemeinsam (Hausarbeits-)Texte zu schreiben, gemeinsam gegen die Seminardiskussionskultur aufzubegehren, gemeinsam mehr kritische Lehre einzufordern, gemeinsam für die Gestaltung der

Lehrstühle zu kämpfen. Diese Kämpfe lassen sich nicht herbei schreiben, und auch dieser Text ist noch viel zu spekulativ und wenig konkret an den Auseinandersetzungen der Hochschule angelegt, wie beispielsweise zuletzt an der Auseinandersetzung um die Kündigung von Andre Holm in der Besetzung des ISW aufgeflammt war. Er hofft aus einer individuellen Leiderfahrung heraus (Vereinzelung, Leistungsdruck, Langeweile, Erschöpfung, Depression) einen kollektiv verständliche Problematisierung der Wissens-Produktion, Subjektivierungsweisen und Verhaltensweisen an den Universitäten aufzuwerfen. Er ist ein Vorgriff auf eine Diskussion und stellt hoffentlich mehr Fragen, als dass er Antworten gibt.